

Manfred Thaller

„Wie ist es eigentlich gewesen, wenn das Gedächtnis virtuell wird?“

Die historischen Fächer und die digitalen Informationssysteme

aus:

Forschung in der digitalen Welt

Sicherung, Erschließung und Aufbereitung von Wissensbeständen

Herausgegeben von Rainer Hering, Jürgen Sarnowsky, Christoph Schäfer und
Udo Schäfer

S. 13–28

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf der Verlagswebsite frei verfügbar (*open access*). Die Deutsche Nationalbibliothek hat die Netzpublikation archiviert. Diese ist dauerhaft auf dem Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek verfügbar.

Open access über die folgenden Webseiten:

Hamburg University Press – <http://hup.sub.uni-hamburg.de>

Archivserver der Deutschen Nationalbibliothek – <http://deposit.d-nb.de>

ISBN-10 3-937816-27-5 (Printausgabe)

ISBN-13 978-3-937816-27-2 (Printausgabe)

ISSN 0436-6638 (Printausgabe)

© 2006 Hamburg University Press, Hamburg

Rechtsträger: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, Deutschland

Produktion: Elbe-Werkstätten GmbH, Hamburg, Deutschland

<http://www.ew-gmbh.de>

Bildnachweis: Der Abdruck aller Abbildungen erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Autoren bzw. des Autors des jeweiligen Beitrags.

Inhaltsübersicht

Einleitung	7
<i>Die Herausgeber</i>	
Grußwort	11
<i>Karin von Welck</i>	
„Wie ist es eigentlich gewesen, wenn das Gedächtnis virtuell wird?“	13
Die historischen Fächer und die digitalen Informationssysteme	
<i>Manfred Thaller</i>	
Datenstandards in der Erschließung historischer Dokumente	29
<i>Patrick Sahle</i>	
Fachspezifische Indexierung von historischen Dokumenten I	43
Quellen zwischen Zeichenketten und Information – Beispiel Urkunden	
<i>Georg Vogeler</i>	
Fachspezifische Indexierung von historischen Dokumenten II	59
Ein Framework zur approximativen Indexierung semistrukturierter Dokumente	
<i>Markus Heller</i>	
Digitale Erschließung und Sicherung von aktuellen archäologischen Befunden	85
<i>Christoph Schäfer</i>	
Digitale Urkundenbücher zur mittelalterlichen Geschichte	93
<i>Jürgen Sarnowsky</i>	
Verborgен, vergessen, verloren?	109
Perspektiven der Quellenerschließung durch die digitalen <i>Regesta Imperii</i>	
<i>Dieter Rübsamen und Andreas Kuczera</i>	

Virtuelle Zusammenführung und inhaltlich-statistische Analyse der überlieferten Reichskammergerichtsprozesse	125
<i>Bernd Schildt</i>	
Konzepte zur Bereitstellung digitalisierter frühneuzeitlicher Quellen ...	143
<i>Thomas Stäcker</i>	
Archive in der digitalen Welt	153
Informationstransfer zwischen Verwaltung und Wissenschaft	
<i>Rainer Hering</i>	
Nutzung von Digitalisaten am Beispiel des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz	161
<i>Dieter Heckmann</i>	
Das Angebot der Archive in der digitalen Welt	169
Retrokonversion, Datenaustausch und Archivportale	
<i>Frank M. Bischoff und Udo Schäfer</i>	
Geschichtswissenschaft auf dem Weg zur E-History?	183
<i>Angeblika Schaser</i>	
Beitragende	189

„Wie ist es eigentlich gewesen, wenn das Gedächtnis virtuell wird?“

Die historischen Fächer und die digitalen Informationssysteme

Manfred Thaller

1. Umfeld

Ranke's scheinbar bescheidener Satz „Man hat der Historie das Amt, die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren, beigemessen: so hoher Ämter unterwindet sich gegenwärtiger Versuch nicht: er will bloß zeigen wie es eigentlich gewesen.“¹ ist wohl auch heute noch ein guter Ausgangspunkt für die Bewertung der Relevanz neuerer Entwicklungen für die historischen Disziplinen. Nicht weil man ihn als Ausdruck naiven Objektivitätsglaubens unkritisch übernehmen muss; gerade für die Kritik des sich in ihm darstellenden Objektivitätsglaubens stellt er einen vorzüglichen Ausgangspunkt dar. Aber mindestens deshalb, weil er in seiner scheinbaren Bescheidenheit doch Ausdruck einer sich selbst als geschlossen und konsistent sehenden Historischen Wissenschaft ist, was man der heutigen defensiven Debatte um die anhaltende oder sich verlierende Bedeutung der historischen Disziplinen nur wünschen kann. Ein guter Ausgangspunkt ist der Satz gerade auch deshalb, weil er in anderen Wissenschaftslandschaften noch immer als spezifisch deutsch gilt – so, wenn in den 90er Jahren ein amerikanischer Versuch, den

¹ Leopold von Ranke: Vorwort zur ersten Ausgabe (1924) der Geschichte der Romanischen und Germanischen Völker. Leipzig ³1885. VII.

deutschen Stand des Rechnereinsatzes in den historischen Disziplinen unter dem Titel *Counting ‚How it Really Was‘*² veröffentlicht wurde.

Das Umfeld historischer Forschung ändert sich ständig; eine der Änderungen, denen es eben jetzt, im Jahre 2006, unterliegt, besteht darin, dass der ‚Rohstoff‘ historischer Forschung, als die ungedruckten und gedruckten Quellen, unverhältnismäßig leichter zugänglich werden könnte, als er dies bisher war, wenn man einige vollkommen unabhängig von den historischen Disziplinen entstandenen Trends fortschreibt. Wir sprechen dabei von der systematischen Bereitstellung von Digitalisaten von Bibliotheks- und Archivbeständen, die national und international innerhalb zu einem Zeitpunkt vorangetrieben wird, zu dem die Vorstellung, dass die neuen Möglichkeiten des digitalen Informationsaustausches und der Vernetzung von Information, den für ihre Analyse benötigten Werkzeugen zusammen mit neuen Publikationswegen eine ganz allgemein ‚verbesserte‘ Art der Forschung ermöglichen, was sich hinter dem forschungspolitisch wichtigen Schlagwort der E-Science verbirgt (wobei ‚E‘ für *enhanced* steht)³. Aus dieser Vorstellung entwickelt sich in anderen Ländern mittlerweile ein Konzept der ‚E-Humanities‘, rund um die Vorstellung einer Geisteswissenschaft, die die digitalen Medien langfristig als primäres Mittel für den Zugang zu Forschungsinformation, deren Analyse und der Veröffentlichung der so erzielten Ergebnisse nutzen könnte. Dies kann, recht stark verengt, durch einen Schwerpunkt auf der Untersuchung der Konsequenzen durch ein Forschungsprogramm geschehen (wie in den Niederlanden)⁴, durch die weitere Neufokussierung des seit mehreren Jahren betriebenen Neuaufbaus einer IT Infrastruktur für die Geisteswissenschaften (wie in Großbritannien)⁵ oder durch nationale Vorstudien für eine ‚Cyberinfrastruktur‘ für die Geisteswissenschaften (wie derzeit in den USA)⁶.

² E. A. Johnson: *Counting ‚How It Really Was‘: Quantitative History in West Germany*. In: *Historical Methods Newsletter* 21 (1988). S. 63.

³ Vgl. *Wissenschaftsmanagement – Zeitschrift für Innovation*, Special 1/2005 „Management im virtuellen Forschungsraum“.

⁴ Adresse: <http://www.virtualknowledgestudio.nl> (letzte Einsichtnahme am 19.06.2006; zu diesem Datum wurde auch die Sichtbarkeit aller weiteren angeführten URLs geprüft).

⁵ Vgl. <http://www.ahrb.ac.uk/>; eine absehbar langfristig verfügbare Beschreibung der derzeitigen Programme kann nicht angegeben werden.

⁶ Vgl. <http://www.acls.org/cyberinfrastructure/cyber.htm>.

Konkreter als diese weitgreifenden Planungen, die vielleicht so weit greifen, dass sie niemals konkrete Formen annehmen ist, dass in den letzten Jahren erhebliche Mengen von digitalisierten Bibliotheks- und Archivmaterialien verfügbar gemacht worden sind – in Deutschland etwa durch ein einschlägiges Förderprogramm der DFG, das in einer ersten Förderphase bis 2003 etwa 90 Projekte gefördert hat, die Quellen eines sehr breiten Spektrums, von antiken Papyri bis zu Materialien zur Geschichte der DDR, bereitgestellt haben.⁷ Trotz mancher Probleme im Detail waren die Erfahrungen damit hinreichend überzeugend, dass die weitere Förderung so ausgerichtet werden wird, dass von der Digitalisierung einzelner Objekte zur Digitalisierung ganzer Bestände übergegangen wird⁸, wobei das strategische Ziel, sämtliche Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts, die in den deutschen nationalbibliographischen Verzeichnissen deutscher Drucke zu diesen Jahrhunderten enthalten sind, zu digitalisieren, mittlerweile durch eine erste Ausschreibung für einschlägige Projekte konkretisiert wurde.

Andere Erfahrungen im Bereich der systematischer Digitalisierung führten schließlich Ende 2004 zur Absichtserklärung von Google, in Zusammenarbeit mit einigen großen Bibliotheken systematisch Druckwerke im Umfang von einigen Millionen Bänden digital bereit zu stellen.⁹ Dieses Projekt als solches ist überschattet von einer gewissen Unklarheit der tatsächlichen Ziele; für den europäischen Bereich wichtiger ist wohl, dass diese Ankündigung vor allem – aber nicht nur – durch den Direktor der Bibliothèque National de France, Jean-Noël Jeanneney, als Herausforderung an die kulturelle Präsenz Europas im Internet dargestellt wurde.¹⁰ Während Bestrebungen zur systematischen Digitalisierung des kulturellen Erbes bisher vor allem in Kreisen von Bibliothekaren und Archivaren diskutiert wurden, genießen sie seit kurzem hohe politische Aufmerksamkeit – und die europäische Kommission hat angekündigt in den nächsten fünf Jahren ab 2006 mindestens fünf Millionen „Bücher und andere Dokumente“ öffentlich bereitzustellen.

⁷ Vgl. den vom Verfasser redigierten Evaluierungsbericht über dieses Förderprogramm: http://www.dfg.de/forschungsforderung/wissenschaftliche_infrastruktur/lis/download/retro_digitalisierung_eval_050406.pdf.

⁸ Vgl. das einschlägige Strategiepapier der DFG unter http://www.dfg.de/forschungsforderung/wissenschaftliche_infrastruktur/lis/download/pos_papier_kulturelle_ueberlieferung_0511.pdf.

⁹ Vgl. <http://books.google.com/> zum aktuellen Angebot.

¹⁰ Jean-Noël Jeanneney: Googles Herausforderung. Für eine europäische Bibliothek. Berlin 2006.

Kleinere Beiträge zu diesem Bemühen um die systematische Bereitstellung digitalisierter Quelleninformationen stammen auch vom Verfasser: Beginnend mit der Bereitstellung eines geschlossenen Bestandes aus dem Stadtarchiv Duderstadt in den 90er Jahren¹¹, fortgesetzt durch die digitale Umwandlung der Codices der Kölner Diözese und Dombibliothek¹² und zuletzt weitergetrieben durch ein Projekt zur systematischen Digitalisierung von Inkunabeln¹³ einerseits, das nachweisen sollte, dass eine gezielte, flächendeckende Digitalisierung der deutschen Inkunabeln realisierbar wäre, andererseits durch eine größere Anzahl von Kleinprojekten, die zeigen sollten, dass derartige Digitalisierungsprojekte bereits mit geringen Mitteln durchgeführt werden können.¹⁴ Beschreibungen dieser Projekte sind in letzter Zeit mehrfach im Druck erschienen¹⁵; sie sollen hier daher nicht wiederholt werden.

2. Konsequenzen für die Historischen Fächer und die von ihnen genutzten Infrastrukturen¹⁶

Vor diesem Hintergrund ist gegenwärtig eine Art stiller Diskussion über die Frage, was den eigentlichen Nutzen dieser von mancher Seite lebhaft propagierten neuen digitalen Technologien innerhalb des Bereichs der Geistes- und Kulturwissenschaften ausmache, entstanden. Mit „stiller Dis-

¹¹ Manfred Thaller und Hans-Heinrich Ebeling: *Digitale Archive. Die Erschließung und Digitalisierung des Stadtarchivs Duderstadt*. Göttingen 1999 (vgl. <http://www.archive.geschichte.mpg.de/duderstadt/>).

¹² Adresse: <http://www.ceec.uni-koeln.de>.

¹³ Adresse: <http://inkunabeln.ub.uni-koeln.de>.

¹⁴ Vgl. dazu die Projektübersicht unter <http://www.hki.uni-koeln.de/projekte/projekte-b.html>.

¹⁵ Manfred Thaller: *Digital manuscripts as base line for digital editions*. In: *Digital Technology and Philological Disciplines*. Hg. von Andrea Bozzi, Laura Cignoni, Jean-Louis Lebrave (*Linguistica Computazionale* 20/21). Pisa, Rom 2004. S. 489–511. – Ders.: *Reproduktion, Erschließung, Edition, Interpretation: Ihre Beziehungen in einer digitalen Welt*. In: *Vom Nutzen des Edierens*. Hg. von Brigitte Merta, Andrea Sommerlechner und Herwig Weigl (*Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* Ergänzungsband 47). Wien 2005. S. 205–227. – Ders.: *Alte Archive – Neue Technologien*. In: *Alte Archive – Neue Technologien*. Hg. von Thomas Aigner. Wien 2006 (im Druck).

¹⁶ Dieser und der folgende Abschnitt wiederholen Positionen, die bereits im in der vorigen Anmerkung zitierten Aufsatz des Verfassers „Reproduktion, Erschließung, Edition, Interpretation ...“ ausgearbeitet wurden. Die Darstellung wurde großteils unverändert übernommen.

kussion' meinen wir, dass sehr unterschiedliche Positionen existieren, die jedoch in der Regel nicht explizit gemacht, noch weniger verschriftlicht werden, sondern meist aus programmatischen Erklärungen zum Nutzen (oder der Bedrohlichkeit) der neuen Informationstechnologien für die Bereitstellung historischen Quellenmaterials erschlossen werden müssen.

Bevor wir solche Positionen einander gegenüberstellen, möchte ich zunächst herausstellen, was meiner Meinung nach die wirklich entscheidende Änderung bei den Voraussetzungen für die Publikation von Quellen in den letzten Jahren ist. Und auch wenn ich zögere, das Wort ‚Revolutionen‘ zu verwenden, gerade weil bestimmte Bereiche der Medienwissenschaft geradezu ständig damit beschäftigt sind, immer neue ‚Medienrevolutionen‘ zu entdecken, so glaube ich doch, dass es eine ganz bestimmte technologische Änderung in unseren Arbeitsbedingungen gibt, die langfristig extrem gravierende Auswirkungen haben wird. Dabei geht es um folgendes Phänomen:

Seit den frühesten Versuchen der Menschheit, Information zu bewahren und/oder sie zu vervielfältigen und zu vermitteln, galt eine unumstößliche Regel: Sogar die beste und sorgfältigste verbale Beschreibung eines Objekts war immer billiger als jede auch nur einigermaßen befriedigende visuelle Reproduktion. Dies ist ganz offensichtlich so für die Antike, in der wirklich detailgenaue Abbildungen kaum möglich waren, aber selbst nach der Erfindung der Photographie behielt diese Regel bis vor kurzem ihre Gültigkeit. Man vergleiche bis in die allerjüngste Zeit den Preis reich illustrierter, aber nicht weiter komplex strukturierter kunsthistorischer Bildbände und extrem sorgfältig redigierter, aber bildarmer Texteditionen. Aus dieser kulturellen/technologischen/ökonomischen Voraussetzung entstand eine Tradition des Umgangs mit Quellen, die die Annahme widerspiegelt, dass die textuelle Wiedergabe wesentlich leichter finanzierbar ist als die visuelle Reproduktion. Es galt immer die Regel:

- Fasse die weniger wichtigen Texte zusammen (Regesta).
- Veröffentliche die wichtigsten von ihnen kritisch (Editio critica).
- Reproduziere ausgewählte Einzelstücke visuell (Facsimile).

Mit modernen digitalen Technologien trifft, wie wir oben hergeleitet haben, die Grundannahme ‚Beschreibung ist billiger als Reproduktion‘ nicht mehr länger zu. Die visuelle Erscheinung eines Textes, oder von extrem großen

Textmengen, zu reproduzieren ist sehr viel billiger als diese Texte zu transkribieren, zusammenzufassen, zu edieren, mit anderen Worten: zu beschreiben. Sogar wenn wir „nur“ über Zusammenfassungen in der Tradition von Regesten sprechen, ist es ganz klar, dass kein Textcorpus für 50 Cent bis 1 Euro pro Ausgangsseite registrierbar ist.

Wenn diese Annahme nicht mehr stimmt, was für Konsequenzen hat dies für unser Bestreben, Dokumente aus der Vergangenheit besser zugänglich zu machen? Spontan können wir feststellen, dass es jederzeit möglich wäre, die für die gesamte historische Forschung zugänglichen Dokumente – die also für darüber stattfindende Debatten allen daran Teilnehmenden auch wirklich zugänglich sind – mit relativ geringen Mitteln extrem auszuweiten, wenn wir davon ausgehen, dass wir Dokumente, die wir sofort zu Gesicht bekommen, mit sehr viel spärlicheren Angaben beschreiben können als solche, bei denen die Güte der Beschreibung letzten Endes als Grundlage der Entscheidung dienen muss, ob sich die beträchtlichen Kosten des unter Umständen mit einer Reise verbundenen Zugriffs auf das Original lohnen. Wie wir diese Aussage bewerten, hängt letztlich von der Position ab, die der Einzelne in der oben erwähnten stillen Diskussion einnimmt.

Eine dieser Positionen kann etwa folgendermaßen explizit gemacht werden: Bloß weil sich die Technik der Publikation ändert, ändert sich noch lange nichts an der methodischen und intellektuellen Situation des Herausgebers. Moderne Technologien sollten deshalb genutzt werden, um den traditionellen Arbeitsprozess zu optimieren. Dies hat vier wichtige Konsequenzen:

- Die Edition in einer digitalen Umwelt sollte so nah wie möglich das gedruckte Paradigma wiedergeben. Dies impliziert auch, dass mehrere kritische Apparate am Bildschirm genauso zu reproduzieren sind wie auf einer gedruckten Seite.
- Was bisher am publikationswürdigsten war, bleibt es. Die bisher als wichtigste Quellen betrachteten Dokumente sollten auch die ersten sein, die mit den neuen Technologien publiziert werden. (optimierter Zugang zu einem kanonischen Corpus). Das wichtigste Dokument in der Geschichte eines Landes bleibt stets der erste Kandidat für die Anwendung neuer Reproduktionsmöglichkeiten: als Erstes im Druck ediert, als Erstes lithographisch wiedergeben, Pilotobjekt für die verschiedenen Generationen photographischer Technik. Konsequenterweise nimmt die Magna Carta eine prominente Stelle auf den Seiten der

British Library ein und die Gutenberg-Bibel ist bereits mehrfach, man ist versucht zu sagen: vielfach, digitalisiert worden.

- Ein Editor publiziert noch immer ein abgeschlossenes, bis in die letzte Einzelheit durchdachtes und auf sehr lange Zeit angelegtes Werk, für das er oder sie allein verantwortlich ist. Diese Verantwortung zwingt zu äußerster Sorgfalt: Eine Edition ist als Ganzes erst verfügbar, wenn der Editor überzeugt ist, dass sie so perfekt ist, wie sie dies nach menschlichem Vermögen sein kann.
- Bibliothekar und Archivar sind die Wächter ihrer Bestände. Sie kontrollieren den Zugang zu den Quellen. Nur wenn Material gemäß dem neusten Stand der relevanten Wissenschaft erschlossen wurde, kann es einem Benutzer oder einer Benutzerin anvertraut werden, sei es digital, sei es physisches Original.

Lassen Sie mich betonen, dass ich diese Meinung für in sich konsistent, logisch geschlossen und überaus ehrenwert und respektabel halte. Sie respektierend halte ich sie dennoch für falsch und plädiere dafür, unsere Vorstellung vom Zugang zu historischen Dokumenten weiter zu entwickeln. Viele der Details, die sich aus diesem Vorschlag ergeben, werden noch intensiver Klärung bedürfen. Trotzdem würde ich behaupten, dass die folgende Position in sich eben so konsistent ist wie die eben vorgetragene.

Das typographische Aussehen von Editionen ist nicht das Ergebnis eines bewussten teleologischen Prozesses: Es hat sich sukzessive aus dem Versuch ergeben, das Beste aus den Bedingungen und Grenzen der Drucktechnik zu machen. Genau wie die ersten gedruckten Bücher versuchten, wie Codices¹⁷ auszusehen, lag es nahe, die ersten digitalen Publikationen nach dem Beispiel gedruckter Bücher zu gestalten; genau wie gedruckte Medien ihre eigene Form schließlich gefunden haben, sollten die digitalen Medien ihre eigene suchen.¹⁸ Der grundlegende Zweck der modernen Technologien

¹⁷ Dass übrigens der Codex bereits selbst das Ergebnis einer Reihe von Konsequenzen „publikationstechnischer Erfindungen“ war, die das Verhältnis zum Text fundamental verändert haben, wird in Ivan Illichs viel zu wenig beachteter Studie zu Hugo von St. Victor sehr schön geschildert: Ivan Illich: *In the Vineyard of the Text. A Commentary to Hugh's Didascalicon*. Chicago, London 1993.

¹⁸ Vgl. als „Zustandsbericht“ Gesine Boesken: *Lesen am Computer – Mehrwert oder mehr Verwirrung? Untersuchungen zur „Konkurrenz“ zwischen Buch und Hypertext*. In: *Jahrbuch für Computerphilologie* 4 (2002). S. 85–114; auch unter <http://computerphilologie.uni-muenchen.de/jg02/boesken.html>.

innerhalb der editorischen Arbeit ist deshalb die Unterstützung eines weiter entwickelten Arbeitsprozesses. Dieser wird umso produktiver sein, wenn er die hervorstechenden Eigenschaften der neuen Technologien ausnützt. Dazu gehört das Prinzip des Verteilten Arbeitens bei dem Material, zu dessen Bereitstellung viele zusammenwirken, wie im Falle der Inkunabeln und dem digitalen Bildarchiv *prometheus*, wie ein integriertes Informationsangebot aussieht. Dazu gehört das Prinzip des kooperativen Arbeitens, das mehr Partner in den editorischen Prozess integriert als bisher.

Dies führt zu den folgenden vier Gegenpositionen zu den eben genannten:

- Die neuen Technologien sollten genutzt werden, um über das Bisherige hinausgehende, mit den bisherigen Techniken nicht gegebene Möglichkeiten zu schaffen.¹⁹ Wird ein editorisches Interesse am besten durch eine gedruckte Edition bedient, sollte man sie drucken.²⁰ Digitale Techniken sollten dem vorbehalten bleiben, was mit dem Druck nicht zu erreichen war. Beispielsweise sollte gezielt untersucht werden, ob es nicht Darstellungsweisen des Inhalts von kritischen Apparaten²¹ gibt, die sich auf inhärent dynamischen Medien wie dem Bildschirm besser darstellen lassen als im Druck.²² Wird die Verwandtschaft von zwanzig Zeugen in einem gedruckten Apparat wirklich transparent?
- Was die editorischen Wissenschaften in den letzten Jahrzehnten auf der Ebene des hohen von ihnen erreichten fachlichen Standards und unter hervorragender Ausnutzung der Drucktechnologie publiziert haben, ist für die Fachwelt verfügbar. Dieses Material mit Hilfe der neuen Technologien nochmals zu veröffentlichen, verbessert seine Zugänglichkeit bestenfalls marginal. Dem entspricht der Standpunkt, dass die neuen Technologien bevorzugt zur Veröffentlichung jener Typen von Material verwendet werden sollten, die entweder wegen spezieller Ei-

¹⁹ Vgl. Sören Steding: Warum noch Drucken? Über die Nachteile gedruckter Editionen. In: Jahrbuch für Computerphilologie 3 (2001). S. 149–159; auch unter <http://computerphilologie.uni-muenchen.de/jg01/steding.html>.

²⁰ Vgl. Dino Buzzetti: Diacritical ambiguity and Markup. In: Augmenting Comprehension (wie Anm. 7). S. 175–188, hier S. 175: „A digital edition can only be wholly justified if it is capable of providing viable solutions to problems that can poorly be faced in any other way“.

²¹ Oder, weniger oberflächlich, Konzepte von ‚Text‘, welche die durch Variantenapparate ausgedrückte Variabilität besser ausdrücken. Vgl. Dino Buzzetti: Rappresentazione digitale e modello del testo. In: Il ruolo del modello nella scienza e nel sapere (Contributi del Centro Linceo Interdisciplinare ‚Beniamino Segre‘ 100). Roma 1999. S. 127–161.

²² Vgl. Domenico Fiorimonte: Scrittura e filologia nell’era digitale. Torino 2003. S. 209–237.

genschaften oder wegen ihrer schieren Menge durch die alten Technologien nicht veröffentlicht werden konnten. (Dekanonisierung der Quellenkunde.) Sowohl die Magna Carta als auch die Gutenberg-Bibel sind hervorragende Beispiele für die Art von Material, die nach Ansicht des Verfassers nicht – und ganz bestimmt nicht vorrangig – in die digitale Form überführt werden sollten.

- Ein Herausgeber ist nach diesem Modell für eine wohl definierte Phase innerhalb eines länger andauernden Arbeitsprozesses verantwortlich, für den die wissenschaftliche Gemeinschaft als Ganzes verantwortlich ist. Das bedeutet, dass eine Edition als eine Serie aufeinander aufbauender Arbeitsgänge verstanden wird, die Schritt für Schritt Schichten zusätzlichen Wissens zur einfachen Reproduktion eines Stückes – oder einer Sammlung – hinzufügen. Die erste derartige Schicht besteht konzeptuell wirklich einfach in der raschen und kostengünstigen „nackten“ Digitalisierung – die keinerlei intellektuelles Problem löst, das Dokument aber aus seiner „Gefangenschaft“ im Archiv befreit und es der öffentlichen Diskussion zugänglich macht. Die erste Schicht könnte möglicherweise eine „nackte“ Digitalisierung sein, daran könnte sich als zweite Schicht ein sehr limitiertes Zugangssystem anschließen, das nicht mehr leistet als die Handhabung der Reproduktionen zu vereinfachen. Eine dritte Schicht könnte in einer akribischen, aber immer noch weitgehend mechanischen Transkription²³ bestehen, an die sich als vierte eine sorgfältige Kollation mit einem zweiten Textzeugen anschließt²⁴, die schließlich nach mehreren weiteren Schritten in eine kritische Edition im ursprünglichen Sinne mündet. Eine sechste kann ein Kommentar eines Sprachhistoriker zu der hier als fünfte Schicht angesprochenen Edition sein, eine siebente deren inhaltliche Interpretation, und so weiter.

²³ Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, dass eine vom Menschen unbeaufsichtigte automatische Transkription von Manuskriptmaterial in absehbarer Zeit nach wie vor unwahrscheinlich ist. Für die technischen Ansätze dazu siehe Bianca Feldmann: OCR von Handschriften. In: *Codices Electronici Ecclesiae Coloniensis* (wie Anm. 5), S. 107–143. Als Erfahrungsbericht über an mittelalterlichem Material getestete Ansätze: *Computer-aided Recovery and Analysis of Damaged Text Documents*. Hg. von Andrea Bozzi. Bologna 2000.

²⁴ Zum Einsatz der Informationstechnologie bei der Kollationierung und davon ausgehend bei der Erstellung von Stemmata vgl. Peter Robinson: *Making Electronic Editions and the Fascination of What is Difficult*. In: *Digital Technology* (wie Anm. 2), S. 415–437.

- Archivar und Bibliothekar sind nach diesem Modell mehr als für alles andere dafür verantwortlich, das Material verfügbar zu machen. Kataloge und andere Werkzeuge der Erschließung der Bestände einer Einrichtung sind Werkzeuge zu einem bestimmten Ziel; sie sind niemals Selbstzweck. Nie und nimmer darf das Argument, dass ein Dokument nicht gut genug katalogisiert, verzeichnet, erschlossen sei, ein Grund dafür sein, es der Forschung nicht zur Verfügung zu stellen – und wenn es nur auf der Basis einer mechanischen Reproduktion ist.

Der für die meisten Leser dieser Sichtweise der Bedeutung der neuen Technologien strittigste Standpunkt ist natürlich der, dass Editionen als ein geschichteter Prozess miteinander kooperierender Forscher und nicht das monolithische Opus Magnum eines Einzelnen verstanden werden sollten. Lassen Sie mich deshalb dieses Argument noch ein wenig weiter verfolgen, um deutlicher zu erklären, wie ich mir die Implementation eines solchen „editorischen Prozesses“ vorstelle.

3. Konsequenzen für das Verhältnis zu Quellen und Editionen

„Die Edition“ einer Quelle kann gegenwärtig als eine Serie von Tätigkeiten angesehen werden, von denen jede abgeschlossen sein muss, bevor die nächste beginnt. Und jede von ihnen erzeugt Ergebnisse, die nicht mehr verändert werden können, sobald diese Tätigkeit beendet wurde. Dies führt zum folgenden Verständnis der Rollen²⁵ einzelner am Umgang mit historischen Quellen Beteiligten:

- (1) Archivar oder Bibliothekarin bewahren das Dokument.
- (2) Herausgeber oder Herausgeberin rekonstruieren dessen ‚wahren‘ Text.
- (3) Forscher oder Forscherin interpretieren ihn.
- (4) Leser oder Leserin werden durch diese Interpretation erleuchtet.

²⁵ Zu einer stärker dem Handwerklichen verpflichteten Betrachtung der sich bei Verwendung der digitalen Medien ergebenden Änderungen für die Rolle des Herausgebers siehe Claire Warwick: „Rumours of my death have been greatly exaggerated“: Scholarly Editing in the Digital Age. In: *New Media and the Humanities: Research and Applications*. Hg. von Domenico Fiormonte und Jonathan Usher. Oxford 2001. S. 49–56.

Wichtig für unsere Argumentation ist dabei, wie schon erwähnt, dass jeder dieser Schritte voraussetzt, dass der vorherige abgeschlossen wurde, bevor man ihn tut, und dass er nicht zurückgenommen werden kann. Falls Leser oder Leserin sich durch eine historische Interpretation im Dunkeln gefühlt haben, können sie sich brieflich beschweren: Selbst die brillianteste persönliche Beantwortung ihrer Fragen durch den Verfasser verbessert die Verständlichkeit des einmal geschriebenen Textes für Dritte jedoch nicht. Falls ein inhaltlich arbeitender Forscher auf der Basis seiner Kenntnisse des weiteren Entstehungskontextes gute Gründe findet, eine zentrale Lesung zu ändern, so hilft das ihm, die nächste Leserin sieht sich jedoch immer noch der unkorrigierten ursprünglichen Edition gegenüber.

Der wesentliche Unterschied bei einer Edition, die als „Prozess“ verstanden wird, ist, dass alle diese Schritte weitgehend unabhängig voneinander erfolgen,²⁶ also schon in dem Moment, in dem eine Quelle digital im globalen Informationsangebot „sichtbar“ wird, beginnen können. Im folgenden gehen wir also davon aus, dass alle Aktivitäten (spätestens nachdem Archivar oder Bibliothekarin ihre Tätigkeit beendet haben, aber durchaus auch schon, während sie sukzessive einen größeren Bestand bereitstellen) gleichzeitig ablaufen.

- (1) Archivar oder Bibliothekarin digitalisieren das Dokument.
- (1) Herausgeber oder Herausgeberin *beginnen* mit der Rekonstruktion des ‚wahren‘ Textes.
- (1) Forscher oder Forscherin interpretieren zunächst das unbearbeitete Dokument.
- (1) Leser oder Leserin erfreuen sich an der Ästhetik des Gesehenen.

Zumindest für bekennende Prä-Poststrukturalisten, wie den Verfasser, ist die Freude am nicht verstandenen Dokument gegenüber der Erleuchtung durch eine wohl erwogene historische Analyse geringer zu werten. Dem steht aber gegenüber, dass nach diesem Modell alle am Prozess Beteiligten sofort profitieren – nicht erst nachdem das Dokument, gefiltert durch das Lebenswerk eines Herausgebers und das weitere Lebenswerk eines interpretierenden Historikers, seinen Weg zum interessierten Leser gefunden

²⁶ Ein frühes Konzept für eine rechnergestützte Arbeitsumgebung, die eine derartige Vorgehensweise unterstützt: Better Access to Manuscripts and Browsing of Images. Aims and Results of an European Research Project in the Field of Digital Libraries: BAMBI Lib-3114. Hg. von Andrea Bozzi. Bologna 1997.

hat. Und diese Dynamik ist allen dabei das ursprüngliche Dokument mit interpretierendem Wissen anreichernden Tätigkeiten zu eigen. Editorische Arbeit schlägt sich in unserem Diagramm durch die durch (2) gekennzeichnete ‚Phase‘ in der Bearbeitung.

- (2) Archivar oder Bibliothekarin digitalisierten das Dokument.
- (2) Herausgeber oder Herausgeberin bieten erste, vorläufige Kommentare.
- (2) Forscher oder Forscherin sind in der Lage, auf Grund der editorischen Vorarbeiten die erste Interpretation zu verbessern.
- (1) Leser oder Leserin erhalten erste Hilfen zum Verständnis des rätselhaften Schönen.

Natürlich setzt sich diese ‚unmittelbare‘ Wirkung des intellektuellen Bemühens auf einer Ebene für die Voraussetzungen der Arbeit auf der nächsten weiter. So kann zwar die folgende unglückliche Situation entstehen:

- (3) Archivar oder Bibliothekarin digitalisierten das Dokument.
- (3) Herausgeber oder Herausgeberin boten erste, vorläufige Kommentare.
- (3) Forscher oder Forscherin bieten eine Darstellung für die Laien.
- (3) Leser oder Leserin verstehen sie nicht.

Der Vorteil eines dynamischen Konzepts auf der Basis elektronischer und jederzeit modifizierbarer Darstellungen beruhender Bereitstellung von Interpretation erlaubt es den interpretierenden Forschern jedoch, nicht nur brieflich auf die Verwirrung ihrer Leser und Leserinnen einzugehen, sondern die elektronisch publizierte Darstellung selbst zu ändern. Was das folgende Bild ergibt:

- (4) Archivar oder Bibliothekarin digitalisierten das Dokument.
- (4) Herausgeber oder Herausgeberin boten erste, vorläufige Kommentare.
- (4) Forscher oder Forscherin verbessern die Darstellung für die Laien.
- (4) Leser oder Leserin werden erleuchtet.

4. Ein ernst gemeinter Hinweis

Ich sagte einleitend, es schiene mir unter anderem deshalb sinnvoll, Ranke an den Beginn einer Darstellung dieser Art zu setzen, weil seine nur schein-

bar bescheidene Aussage aus einer Phase der Entwicklung der historischen Wissenschaften stamme, in der die historischen Fächer im Bewusstsein ihrer unbestrittenen Bedeutung ruhten. Dass es eine Phase gab, in der dies der Fall war, scheint mir angesichts des defensiven, ja manchmal geradezu wehleidigen Selbstbildes, das die historischen Disziplinen in heutigen forschungspolitischen Debatten geben, erinnerungsbedürftig.

Für die Gründe dieses Rückganges der Wertschätzung der Disziplinen gibt es viele Gründe; und nicht alle davon sind negativ, wenn wir bedenken, wie viel Prestige der Historiker aus seiner Rolle als Quasipriester einer pseudoreligiösen Verehrung für die eigene nationale Vergangenheit bezog (auch dann, wenn er selbst dieser nationalen Vergangenheit wesentlich rationaler gegenüberstand).

Doch einer der Gründe für die Wertschätzung der historischen Disziplinen lag in der Vergangenheit sicher darin, dass sie als die Schule für die kompetente Interpretation schwieriger Dokumente galten.

Die historischen Disziplinen werden mit den Möglichkeiten der Bereitstellung digitaler Informationen konfrontiert. Einer Fülle an widersprüchlichen, ungenauen, unübersichtlichen und lückenhaften Informationen, wie sie das heutige Internet prägen und wie sie die aus den penibel strukturierten, sauberen, widerspruchsfreien und vollständigen Informationswelten der Naturwissenschaften stammende Informatik oft eher ratlos lässt.

Es wäre schön, wenn die historischen Fächer, die ja seit langem Spezialisten für das Ungenaue, Unübersichtliche, Lückenhafte und Widersprüchliche sind, diese Fülle neuer Informationsmedien als Herausforderung begreifen, die energisch anzunehmen ihnen durchaus eine wichtige Rolle bei der Lösung der derzeitigen Probleme im Umgang mit den neuen Informationswelten zuweisen könnte. Denn: Wenn wir oben beschrieben haben, dass klassische Rollen in der neuen Situation überdacht werden müssen, so sind die historischen Disziplinen mit dieser Notwendigkeit keineswegs allein. Die Herausforderung zu übersehen, käme dagegen einem weiteren Rückzug in die Nische gleich.

5. Ein nicht ganz so ernst gemeinter Hinweis

Abschließend sei ein Hinweis darauf gestattet, dass die systematische Bereitstellung von Quellen aus Archiven und Bibliotheken einen willkomme-

nen Nebeneffekt haben könnte, nämlich die starke Vermehrung des Interesses an den Inhalten der bewahrenden Einrichtungen. Es ist unbestritten, dass es eine der ersten und vornehmsten Aufgaben des Archivars und Bibliothekars ist, das ihm Übergebene zu schützen. Vielleicht ist die dadurch bedingte geringe Zugänglichkeit der Inhalte von Archiven und Bibliotheken aber zu einem nicht geringen Teil mitverantwortlich daran, dass ihr Prestige in den letzten Jahren sank.

Als Beleg dafür, dass es ein erhebliches öffentliches Interesse auch an Dokumenten gibt, die der herrschenden Meinung nach nur dem Wohlgebildeten unmittelbar zugänglich und dem großen Rest der Bevölkerung nur durch ausgefeilte didaktische Präsentationen vermittelbar sind, lassen Sie mich einige Zitate aus einer Diskussion im Internet anführen, auf die ich stieß, als ich im Rahmen des oben zitierten Projektes zur Evaluierung der Retrodigitalisierungsaktivitäten abzuschätzen versuchte, *wer* eigentlich die Manuskripte, die unter <http://www.ceec.uni-koeln.de> zugänglich sind, in so erstaunlich großer Zahl betrachtete.

Festhalten möchte ich, dass die im Folgenden erscheinende Gruppe von Interessenten und Interessentinnen *keinen* plausiblen Grund für die digitale Bereitstellung von archivischer- und bibliothekarischer Überlieferung bildet. Wenn deren Interessen aber mit abgedeckt werden, so dienen wir mit dieser digitalen Bereitstellung vielleicht einer viel weiteren Öffentlichkeit, als wir selbst annahmen.

Somit zum leicht augenzwinkernden Ausklang, als Zitate, die für sich selbst sprechen sollen:

Mailing 1: 15.06.2001, 12:09

„Guten Tag!

Unziale? Karolingische Minuskel? Textura? Initiale? Illuminationen?

Wer schon immer mal mittelalterliche Handschriften aus der Nähe betrachten wollte, wird sich über die CODICES ELECTRONICI ECCLESIAE COLONIENSIS freuen: Die Universität Köln hat damit begonnen, die Dom- und Diozesanbibliothek zu digitalisieren. Neben allen für die verschiedenen Fachdisziplinen notwendigen Informationen können die kompletten Handschriften in vier Aufloe-

sungsstufen betrachtet werden. Wer's lesen will: Lateinkenntnisse sind nicht hinderlich.

<www.ceec.uni-koeln.de>

Es gruesst

Manfred“

Mailing 2: 19.06.2001, 08:43

„Hallo Manfred!

Auch wenn ich kein Latain (sic!) kann, die Seiten haben mich sehr beeindruckt. Facsimilie und Nachdrucke gibt es bei uns in Karlsruhe nämlich immer nur im Präsenzbestand, und hier kann man sich die Anregungen direkt auf den PC laden.

Wirklich toll. Dankeschön!

Es grüßt ganz herzlich

Ulrike“

Mailing 3: 19.06.2001 , 12:00

„Hallo Ulrike!

Und die haben quasi eben erst angefangen.

Ich ärgere mich manchmal sanft, daß ich Latein-Unterricht und Germanistik-Studium links liegen ließ, um als dummer Motorrad-Proll in den Tag hinein zu leben. Jetzt erfasse ich den Sinn der meisten Codices nur bruchstückhaft.

Ich hab mal Druckvorlagenhersteller und damit auch Schriftsatz gelernt und freue mich immer, wenn ich Beispiele aus der Schriftgeschichte finde. Das hier jedoch kommt derart geballt, daß ich schon eine Nacht damit verbracht habe, Alphabete der verschiedenen Autoren zusammenzustellen.

Es ist schon ein Unterschied, von Alkuin in der Übersetzung zu lesen oder direkt zu sehen, daß er sich nicht so wahnsinnig für Karls des Großen von oben verordnete Schreibreform interessierte. Da sehe ich Parallelen zu heute.

Im Herbst will ich damit beginnen, pseudoreligioese Schriften aus Clanthon im Codex-Stil festzuhalten (quasi ein Fanzine in Auflage 1). Tinten und Kiele habe ich schon, am Beschreibstoff mangelt's noch ...

Es gruesst

Manfred“